

1.1 Studium und akademischer Aufstieg im Nationalsozialismus (1930–1945)

Helmut Schelsky wurde am 14. Oktober 1912 im sächsischen Chemnitz als Sohn eines Zollbeamten geboren und verbrachte seine Kindheit in Frose, einem anhaltinischen Dorf, in kleinbürgerlichen Verhältnissen. Nach dem Abitur, das er an einem Dessauer Gymnasium ablegte, wählte er seinen künftigen Studienort mit einer Methode, die heutigen »Helikopter«-Eltern den Schweiß auf die Stirn treiben würde: »[...] ich nahm einen Zirkel, schlug um meine kleine Heimatstadt Kreise, um festzustellen, welche deutsche Universität am weitesten weg war« (E: 161), und so fiel das Los auf das ostpreußische Königsberg, in dem er 1931 sein Studium aufnahm. Auch die Wahl seiner Studienfächer gehorchte wohl nicht den Kriterien, an denen das heutige Ideal einer rationalen Lebens- und Karriereplanung ausgerichtet ist: Sein ursprüngliches Ziel, Kunstgeschichte zu studieren, revidierte er unter dem Eindruck germanistischer, historischer und philosophischer Vorlesungen recht bald, und als er im Wintersemester 1931/1932 »heimatnah in der Universität Leipzig ›überwintern‹ wollte« (E: 162), übte der junge Privatdozent Arnold Gehlen eine derartige Faszination auf ihn aus, dass er in Leipzig blieb und sich von dort an »ohne jede Berufsüberlegung« (E: 162) ausschließlich der Philosophie verschrieb.¹

1 Die Leipziger Philosophie, die unter starkem Einfluss des deutschen Idealismus stand, entsprach allerdings nicht einem disziplinär abgeschlossenen und fachlich ausdifferenzierten Spezialistentum, wie es die heutige akademische Philosophie zu weiten Teilen kennzeichnet. Vielmehr setzte sie eine umfassende literarische und historische Bildung ebenso voraus wie eine Offenheit für die modernen Naturwissenschaften und deren philosophische Grundlagen.

Politisch radikalisierte sich der in völkischen Strömungen der Jugend- und Pfadfinderbewegung sozialisierte Schelsky bereits zu Beginn seines Studiums. Schon im Mai 1932 trat er in die SA und in den *Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund* ein, 1937 folgte dann die Mitgliedschaft in der NSDAP.² Aus seiner nationalsozialistischen Gesinnung schien er auch im universitären Kontext kein Hehl gemacht zu haben. So trat er nach Erinnerungen von Zeitzeugen im philosophischen Seminar von Theodor Litt kurz nach der Machtübernahme Hitlers in voller SA-Montur auf und äußerte sich dort rassistisch-antisemitisch (vgl. Schäfer 1997: 653). 1934 veröffentlichte er dann als 21jähriger eine Hetzschrift mit dem Titel *Sozialistische Lebenshaltung*, in der er Maßnahmen wie eine umfassende Pressezensur oder die Sterilisation erblich belasteter Personen zum Erhalt der »Volksgemeinschaft« anempfiehlt. Dieses frühe Pamphlet wird ihn – darauf kommen wir noch zu sprechen – über 30 Jahre später im Kontext seiner hochschulpolitischen Ambitionen wieder einholen.

Die akademische Karriere Schelskys sollte in der Zeit des Nationalsozialismus dann auch schnell Fahrt aufnehmen: 1935 mit einer Arbeit über Johann Gottlieb Fichte promoviert, legte er 1935/36 auch sein Erstes Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Germanistik, Geschichte und Philosophie ab und erhielt 1938/39 ein einjähriges Forschungsstipendium der DFG. Zugleich war er in Königsberg unbezahlter »Volontärassistent« des ebenfalls regimetreuen Arnold Gehlen, der in dieser Zeit den dortigen renommierten Kant-Lehrstuhl innehatte; nach seinem Stipendium wurde er dann als regulärer Dozent weiterbeschäftigt. 1939 habilitierte er sich mit einer Arbeit über die politische Philosophie von Thomas Hobbes, die er erst 1981 ohne nennenswerte inhaltliche Veränderungen zur Veröffentlichung freigab (vgl. Schelsky 1981b). Bei seiner Habilitation bestand er auf einer sogenannten Doppelvenia, also einer Lehrbefugnis in Philosophie und Soziologie, die er auch erhielt. Seit dem Kriegsbeginn wechselte Schelsky zunächst als Gefreiter, dann als Leutnant und schließlich als Oberleutnant zwischen Schützengraben und Katheder hin und her (vgl. Schäfer 2014). 1941 fungierte er als Assistent von Hans Freyer (1887–1969)³ in Budapest, der seit 1938 dem

2 Vgl. zum umfassenden politischen Aktivismus Schelskys im »Dritten Reich«, der u. a. auch ideologische Schulungen für den studentisch-nationalsozialistischen »Nachwuchs« und Tätigkeiten für das *Amt Rosenberg* umfasste und in den Jahren 1933–1935 seine Hochphase hatte, die minutiöse Rekonstruktion von Schäfer 2014.

3 Vgl. zu Hans Freyer einführend Rehberg 1999. Die Bekanntschaft mit Freyer geht ebenfalls auf Schelskys Studienzeit in Leipzig zurück. Während Schelsky seine wissenschaftliche und intellektuelle Entwicklung bis 1948 entscheidend durch das schülerartige Verhältnis zu Arnold Gehlen bestimmt sah (vgl. S. 72), führte er sein (weithin anerkanntes) liberales Wissenschaftsethos und seine unvoreingenommene Lehr- und Förderpraxis rückblickend auf Hans Freyer zurück (vgl. Schelsky 1981a).

dortigen *Deutschen Kulturinstitut* vorstand. Nachdem Schelsky mehrere Lehrstuhlvertretungen übernommen hatte, wurde er 1943 an die nationalsozialistische *Reichsuniversität Straßburg* berufen. Er trat diese Professur aber nicht mehr an und wurde als Infanterist erneut an die Ostfront bestellt. Im Kriegsdienst mehrfach verwundet, »strandete« er nach der Niederlage des faschistischen Deutschland dann in Schleswig-Holstein.

Für ein Verständnis der besonderen Gestalt, die Werk und Wirken Schelskys nach 1945 annehmen sollten, sind aus dieser frühen biographischen Prägephase vor allem zwei Aspekte wesentlich, nämlich ein im engeren Sinne bildungsbiographischer und ein wirkungsgeschichtlicher:

Zum einen erklärt sich aus jener Prägephase zwischen 1930 und 1945, dass philosophische und insbesondere idealistische Wissensbestände auch in Schelskys genuin soziologischen Untersuchungen der Nachkriegszeit auf unterschiedliche Weise gegenwärtig bleiben. Ob er in seiner *Soziologie der Universität* auf Humboldt und Fichte zurückgreift, ob er in seiner Bestandsaufnahme der »wissenschaftlichen Zivilisation« mit und gegen Hegel eine »neue Entfremdung« diagnostiziert oder ob er in seinen Umrissen einer »transzendentalen Theorie der Gesellschaft« auf Kant Bezug nimmt – die philosophische Sozialisation macht sich untergründig stets bemerkbar. Allerdings bedeutet diese Vertrautheit mit philosophischen Denktraditionen nicht, dass Schelsky selbst noch idealistisch argumentiert. Vielmehr bezeichnete er seine in dieser Tradition stehende Dissertation über Fichte rückblickend als eine »systematisierende Begriffsrechnung« (S: 73), für die er schon kurz nach Fertigstellung nur noch Verachtung übrig hatte.⁴ Allerdings habe er dieser »Begriffsrechnung« dennoch eine »hohe[.] Reflexionsfähigkeit« zu verdanken, die ihn in seiner soziologischen Arbeit vor der positivistischen »Verabsolutierung von sogenannten erfahrenen ›Tatsachen‹« (S: 75)

4 Auch hierin folgte er seinem Lehrer Gehlen, dessen Bruch mit dem Idealismus ebenfalls Mitte der 1930er Jahre zu verzeichnen ist. Kritisch sei allerdings hinzugefügt, dass es sich bei dieser abrupten Abwendung vom Idealismus um eine rückblickende Selbstinterpretation Schelskys handelt, die durchaus ihre Tücken hat. Er scheint dort nämlich seine Anfälligkeit für die nationalsozialistische Ideologie unmittelbar mit seiner »dogmatisch« idealistischen Phase« (S: 73) und besonders mit seiner faschistischen Fichte-Interpretation zu identifizieren. Durch den behaupteten Bruch mit diesem Denken im Jahre 1935 legt er dann die Annahme nahe, dass es sich bei seinem Engagement für den Nationalsozialismus um wenig mehr als eine Jugendsünde gehandelt habe, die sich aus dem »schwärmerischen« Gehalt des Idealismus speiste und bereits Mitte der 1930er Jahre einem unideologisch-skeptischen Tatsachensinn gewichen war, der dann auch Kennzeichen seiner Soziologie nach 1945 werden sollte. Dass eine solche »Selbsterzählung« Schelskys, die die Phase von 1936–1945 implizit als die einer »inneren Emigration« erscheinen lässt, einige Ungereimtheiten aufweist, legt die Untersuchung von Schäfer (1997) nahe.

stets bewahrt habe.⁵ Im Zuge dieser Abwendung vom Idealismus verlagerte sich sein wissenschaftlicher Interessenschwerpunkt zunehmend auf Themen der politischen Philosophie, auf anthropologische Fragestellungen und auf Strömungen wie den nordamerikanischen Pragmatismus, die seinem sich damals bereits abzeichnenden »Realitätsdrall« (S: 74) stärker entgegenkamen.

Zum anderen – und hier sind wir beim wirkungsgeschichtlichen Aspekt – ist unzweifelhaft, dass das organisatorische Geschick, das rhetorische Talent und nicht zuletzt die »Sozial«- und »Netzwerkkompetenz« Schelskys, die seiner akademischen und öffentlichen Nachkriegskarriere so zuträglich waren, sich im Zuge seines nazistischen Engagements herausgebildet haben. Von seinen Schulungen des nationalsozialistischen Nachwuchses, seinen ersten hochschulpolitischen Reformvorschlägen (vgl. Schäfer 2014) und letztlich auch seinem Gespür für den Zeitgeist lassen sich problemlos entsprechende Verbindungen zu seinem Wirken nach 1945 ziehen, wo er schnell zum Mentor jüngerer Wissenschaftler, zum wirkungsmächtigen Universitätsgründer und zum Schöpfer epochemachender Begriffsprägungen aufsteigen sollte.

Eine *inhaltlich-ideologische* Kontinuitätslinie allerdings, und dies erschwert eine bündige politische Einordnung Schelskys, ergibt sich aus diesen überdauernden habituellen Eigenschaften nicht. Er stand nicht wie sein Lehrer Arnold Gehlen der jungen Bundesrepublik in unverhohlenem Zynismus gegenüber, und noch weniger – aber dafür wäre er wohl auch noch zu jung und unbekannt gewesen – stilisierte er sich wie Carl Schmitt zum unnahbaren Privatier, der sich dem öffentlichen Reueritual haltungsstabil entzog. Vielmehr wurde er »zu einem bedeutenden Intellektuellen der Bundesrepublik [...], der sich mit Haut und Haaren auf die Soziologie als Wissenschaft und das politische System der repräsentativen Demokratie einlässt« (Schäfer 2014: 31) – so wie er sich knapp 20 Jahre zuvor »mit Haut und Haaren« auch schon auf einen faschistisch imprägnierten Idealismus und das politische System der nationalsozialistischen Diktatur eingelassen hatte.

5 Da Schelsky sich in seiner Soziologie nicht nur von besagter »Verabsolutierung« der »Tatsachen«, sondern zugleich vom »Systemzwang« sozialphilosophischer Denkgebäude immer stärker distanzierte, begab er sich in eine komplizierte methodologische Position, ja in eine »doppelte« Frontstellung, die uns noch näher beschäftigen wird (vgl. 2.1).

1.2 Wissenschaftskarriere in der (bundes-)deutschen Nachkriegszeit (1946–1973)

In der unmittelbaren Zeit nach 1945 beteiligte er sich zunächst am Aufbau des Suchdienstes des *Deutschen Roten Kreuzes*, für ihn »wahrscheinlich das jenseits aller Wissenschaft liegende ›Vernünftigste‹, das ich in meinem Leben getan habe.« (S: 73) Von 1946–1948 verschlug es ihn dann in das kleine Dorf Jöhlingen bei Karlsruhe, wo er in einer Wohnung seiner Schwiegereltern – bereits 1944 hatte er die diplomierte Volkswirtin Hildegard Brettle geheiratet – den harten »Hungerwinter« 1946/47 überstand (vgl. Dammann/Ghonghadze 2013: 69). Nachdem er 1946 mit seiner ersten Nachkriegsschrift *Das Freiheitswollen der Völker und die Idee des Planstaates*, die von der *Überparteilichen Demokratischen Arbeitsgemeinschaft* in Karlsruhe sogar mit einem Preis ausgezeichnet wurde (vgl. Schäfer 2014), erste Signale seiner neuen Demokratiekompatibilität gesendet hatte, nahm er im Nordbadischen ein »›post-graduate-Studium‹« (S: 75) der ungewöhnlichen Art auf. Als ehemaliger Nationalsozialist war er im Zuge der *Reeducation* von öffentlicher Betätigung vorerst weitgehend ausgeschlossen, auch wenn er per Amnestie im Jahre 1947 formal entnazifiziert wurde (vgl. Dammann/Ghonghadze 2013: 69). Diese erzwungene »Selbsteinkehr« (S: 77) nutzte er dazu, zusammen mit Arnold Gehlen, der im schwäbischen Illereichen bei Ulm untergekommen war, in der *American Library Karlsruhe* (vgl. Rehberg 2013: 18) den internationalen, insbesondere angloamerikanischen Forschungsstand der Soziologie, Ethnologie und (Kultur-)Anthropologie aufzuarbeiten und sich mit im damaligen Deutschland nahezu unbekannten Autoren wie Bronislaw Malinowski, Margaret Mead, James Burnham, Peter F. Drucker oder William F. Ogburn vertraut zu machen.⁶

Wohl auch aufgrund dieses enormen und politisch nunmehr unverdächtigen »Wissensvorsprung[s]« (Rehberg 2013: 18), von dem er nach eigener Aussage noch jahrzehntelang zehren sollte (vgl. S: 75 f.), wurde er im Herbst 1948 auf einen Lehrstuhl für Soziologie an der neu gegründeten *Akademie für Gemeinwirtschaft* in Hamburg berufen, die gewerkschaftlich geprägt war und ihn in sozialdemokratische Netzwerke einband – Dammann und Ghonghadze (2013) sprechen hier gar vom Beginn einer zeitweiligen »sozialdemokratischen Konversion« Schelskys. Die praktische Ausrichtung dieser Akademie verstärkte dessen »Realitätsdrall« entscheidend und ließ Untersuchungen folgen, die die empirischen Grundlagen insbesondere seiner Familien-, Jugend- und Betriebssoziologie der 1950er Jahre abgaben und seine wissenschaftlich produktivste Phase einleiteten. So führte er in den Jahren 1949 und 1950 unter Mitarbeit von Gerhard Wurzbacher und zusam-

6 Vgl. zur wissenschaftlichen und politischen Entwicklung Schelskys in der unmittelbaren Nachkriegszeit ausführlicher Schäfer 1988.

men mit rund 120 Studierenden eingehende Befragungen von Flüchtlingsfamilien durch, die dann als Material für Schelskys erste soziologische Monographie *Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart* (1953) dienten. Nachdem er 1953 an die Universität Hamburg gewechselt war⁷ und 1955 durch seinen Bestseller *Soziologie der Sexualität* weitere Bekanntheit erlangt hatte, legte er 1957 mit der (schnell sprichwörtlich gewordenen) *Skeptischen Generation* eine jugendsoziologische Untersuchung vor, bei der er alle verfügbaren empirischen Untersuchungen zur Nachkriegsjugend einbezog und erneut auf Fragestellungen und Ergebnisse aus seiner Zeit an der *Akademie für Gemeinwirtschaft* zurückgreifen konnte (vgl. bes. Schelsky 1952). Durch diese Arbeiten mittlerweile zu einem der bekanntesten Soziologen der Bundesrepublik aufgestiegen, veröffentlichte er im Jahre 1959 seine *Ortsbestimmung der Soziologie*, die ursprünglich als Plenarvortrag für den 14. Deutschen Soziologentag geplant war, dann aber aufgrund von Querelen innerhalb der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* (vgl. Schelsky 1981a: 142) abgesagt wurde und in stark erweiterter Fassung einen so kritischen wie streitbaren Überblick über den damaligen Stand der soziologischen Forschung in der Bundesrepublik gab (vgl. hier 2.1).

Obwohl Schelsky das Berufungsverfahren an der Universität Münster eigentlich nur auf sich genommen hatte, um sich für Bleibeverhandlungen in Hamburg eine bessere Ausgangsposition zu verschaffen, wechselte er 1960 ins Westfälische. Neben der kollegialen Atmosphäre und der geschickten Verhandlungsführung des damaligen Münsteraner Hochschulreferenten Freiherr von Medem bewog ihn zu diesem Schritt wohl besonders die Aussicht, zusätzlich zu der eigentlichen Professur auch die Leitung der *Sozialforschungsstelle Dortmund* übernehmen zu können, des damals größten sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts Europas.⁸

7 Schelsky hatte sich erstmalig 1948 an die Universität Hamburg beworben, wurde aber abgelehnt. Vgl. zu Schelskys Hamburger Zeit näher die entsprechenden Beiträge in Waßner 1988.

8 Vgl. zur »SFSD« und zu Schelskys dortigem Wirken Weyer 1984: 207–306. Häufig findet sich die Annahme, dass die Sozialforschungsstelle hauptsächlich eine »Waschanlage« (vgl. z. B. Rehberg 1992: 37) für politisch schwer belastete Sozialwissenschaftler/-innen des »Dritten Reiches« wie Gunther Ipsen oder Elisabeth Pfeil darstellte. Schelsky allerdings hat in der Dekade seiner Institutsleitung (1960–1969) dieser Forschungseinrichtung nicht nur ein stärkeres soziologisches Profil verliehen und z. B. den damals noch nahezu unbekannten Niklas Luhmann zum Abteilungsleiter gemacht, sondern auch so manch nazistische »Altlast« – z. B. Gunther Ipsen – schnell entsorgt. Die Berufung von Karl-Heinz Pfeffer 1962 stellt unter der Ägide Schelskys die einzige Einstellung eines NS-belasteten Forschers dar; Pfeffer jedoch hatte bereits vor Amtsantritt in einer studentischen Vollversammlung seine NS-Vergangenheit eigens thematisiert bzw. öffentlich bereut. Vgl. hierzu die detaillierte Aufschlüsselung der wissenschaftlichen Netzwerke, in die Schelsky eingebunden war, bei Dammann/Ghonghadze 2013.

Seine Antrittsvorlesung von 1960 baute er in seinen ersten Münsteraner Jahren zu einer umfassenden historischen Soziologie der deutschen Universität aus, die 1963 als *Einsamkeit und Freiheit* erstmals erschien und Paul Mikat, den damaligen Kultusminister von Nordrhein-Westfalen, auf Schelsky aufmerksam machte. Mikat war damals mit der Planung einer neuen Hochschule in Ostwestfalen beauftragt, und auf der Suche nach geeigneten Mitgliedern für den Gründungsausschuss bot er Schelsky eine entsprechende Mitarbeit an. (vgl. Lübke 2009: 19 f.) Diese Mitarbeit kam schließlich unter Bedingungen zustande, die Schelsky eine ungeheure Macht- und Gestaltungsfülle gewährten. So hatte er das Recht, die Mitglieder des Gründungsausschusses höchstpersönlich zu nominieren, und wurde von Verwaltungsaufgaben weitgehend entlastet; zudem musste sich die Arbeit dieses Gründungsausschusses an Reformkonzepten orientieren, die Schelsky zuvor bereits ausgearbeitet hatte (vgl. Lübke 2009: 20).

Als sich schließlich die Entscheidung abzeichnete, die neue, stark forschungsorientierte Universität in Bielefeld zu gründen, griffen Vertreter aus der Paderborner CDU, die auf eine Hochschule in ihrer Stadt gehofft hatten, zu einem fragwürdigen Mittel: Sie gruben mit Hilfe eines Buchhändlers jene Schrift mit dem Titel *Sozialistische Lebenshaltung* von 1934 aus, die Schelsky als Leipziger Student verfasst hatte, und platzierten sie in skandalisierender Absicht öffentlichkeitswirksam auf einer Versammlung der Paderborner CDU. Kurz darauf trat Schelsky als Leiter des Gründungsausschusses zunächst zurück, reichte aber, als sich unzählige Personen des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens⁹ gegen diesen politisch motivierten Angriff und für einen Verbleib Schelskys aussprachen, einen »Rücktritt vom Rücktritt« ein.

Als die Universität Bielefeld Ende der 1960er Jahre die ersten Professuren mit (heute) so prominenten Wissenschaftlern wie Niklas Luhmann, Hermann Lübke oder Hartmut von Hentig besetzte – allesamt von Schelsky handverlesen und größtenteils bereits in dem von ihm zusammengestellten Gründungsausschuss bzw. dem Wissenschaftlichen Beirat aktiv –, war zwischen dem »Hochschulreformer auf eigene Faust« und dem institutionell-administrativen Universitätsbetrieb indes eine Entfremdung eingetreten¹⁰, die sich in Schelskys *Abschied von der Hochschulpolitik* (vgl. Schelsky 1969) eindrucksvoll dokumentiert. Zwar trat er seine Professur an der Soziologischen Fakultät noch an, konzentrierte seine Tätigkeit jedoch mehr und mehr auf das der Universität angeschlossene und im Schloss

9 Vgl. die Darstellung des Falles und eine Sammlung prominenter Unterstützerbriefe u. a. von Ralf Dahrendorf und Theodor W. Adorno auf http://www.uni-bielefeld.de/Universitaet/Einrichtungen/Weitere%20Einrichtungen/Universitaetsarchiv/images/Kapitel-8_UABI_Schelsky.pdf.

10 Vgl. zu den Gründen detailliert Bock 1986 und aus der Sicht zweier Beteiligten, die die solitäre Gründungsleistung Schelskys deutlich hervorheben, Hentig 2009 und Lübke 2009.

Rheda vornehm untergebrachte *Zentrum für interdisziplinäre Forschung* (ZiF), das noch vor der Eröffnung der Universität seine Arbeit aufgenommen hatte. Diese so ambitionierte wie elitäre Institution war auf sein Betreiben hin aus der früheren Dortmunder Sozialforschungsstelle hervorgegangen und entsprach seiner in *Einsamkeit und Freiheit* entwickelten Vision einer »theoretischen Universität«¹¹ stärker als die sich zunehmend der normalen Hochschullandschaft angleichende Universität Bielefeld als Ganze. Hier vertiefte Schelsky in engem Austausch mit Vertretern anderer Disziplinen seine Überlegungen zu einer anthropologisch begründeten Institutionentheorie (vgl. Schelsky 1970), die sich – so seine Einschätzung – als »ausgezeichnetes Verständigungsmittel zwischen Fächern [erwies]« (S: 96). In diese Zeit fiel auch das für Schelsky bis an sein Lebensende schmerzhafteste Zerwürfnis mit Arnold Gehlen. Wohl auch unter dem Eindruck einer interdisziplinären Anschlussfähigkeit der Institutionentheorie war er von Gehlens Alterswerk *Moral und Hypermoral*, das die Institutionenkategorie vollends ins Polemisch-Gegenwartskritische wendete, so sehr enttäuscht, dass er gegenüber Gehlen in einem Brief, den er nahezu gleichlautend auch an Jürgen Habermas schrieb, sein tiefes Unverständnis für Form und Inhalt jener Spätschrift kundtat. Dies wertete Gehlen als einen nicht wieder gutzumachenden persönlichen Verrat und beendete ohne zu zögern die fast 40jährige Freundschaft mit Schelsky, dessen reformerisch-affirmatives Verhältnis zum politischen System der Bundesrepublik er schon länger mit Argwohn betrachtet hatte (vgl. Rehberg 2013: 21 f.).

1.3 Rückzug und »Mutation« zum politischen Schriftsteller (1973–1984)

Als auch am ZiF immer mehr innere (Struktur-)Konflikte aufbrachen und Schelsky sich zudem mit der von ihm gegründeten und deutschlandweit einmaligen *Fakultät für Soziologie* der Universität Bielefeld überwarf, ließ er sich im Jahre 1973 – mit der Unterstützung des damaligen nordrhein-westfälischen Wissenschaftsminister Johannes Rau – mit seinem gesamten Lehrstuhl an die *Juristische Fakultät* der Universität Münster versetzen, wo er bis zu seiner Emeritierung zur Rechtssoziologie forschte und lehrte.

Zunehmend von der als Linkspolisierung empfundenen Entwicklung seines Faches enttäuscht, trat er seit den frühen 1970er Jahren dann immer häufiger als ein politischer Schriftsteller hervor, der sich vor allem gegen die »Systemüberwinder« von 1968 (vgl. Schelsky 1973) und ihre philosophisch-soziologischen Ahnherrn aus der Kritischen Theorie richtete. Diese Enttäuschung über »sein« Fach,

11 Vgl. hierzu meine Ausführungen auf S. 121 f.

die sich über die Jahre bis zu völliger Verbitterung steigerte, fand ihren aufsehenerregenden Höhepunkt 1975 in der (Kampf-)Schrift *Die Arbeit tun die anderen*, in der er die Heraufkunft einer neuartigen Herrschaftsklasse von linksintellektuellen »Sinnvermittlern« diagnostiziert und die akademische Soziologie zum Hauptbetätigungsfeld dieser neuen »Heilselite« erklärt. Auf diesem Wege zum »Anti-Soziologen« (vgl. A: 256–363) mutiert, lässt er in derselben Tonlage noch weitere Philippika folgen, die sich gegen die wohlfahrts- und sozialstaatliche Entmündigung des »selbständigen« Menschen (vgl. Schelsky 1976), die manipulative Kraft der Massenmedien (vgl. Schelsky 1983) und die Machtfülle von (Gewerkschafts-)Funktionären (vgl. Schelsky 1982) zur Wehr setzen.

Die Entwicklung Schelskys zu einem verbitterten Diagnostiker des allgemeinen Verfalls ließ auch viele Weggefährten, die einst gerade dessen liberale Offenheit für abweichende Ansichten bewundert hatten, in zunehmender Ratlosigkeit zurück.¹² So lief der wissenschaftlich-institutionellen Isolation ein privater Rückzug parallel. 1978 emeritierte er von der Universität Münster »zu dem frühest möglichen Zeitpunkt« (E: 175), zog sich zum Verfassen besagter Schriften in sein Ferienhaus nach Stadtschlaining, einen entlegenen Winkel des Burgenlandes an der österreichisch-ungarischen Grenze, zurück und nahm noch eine Honorarprofessur der Universität Graz an. Im Oktober 1983 besuchte Schelsky in Münster einen Vortrag seines »späten« Schülers Volker Gerhardt (vgl. dessen Erinnerungen in Gerhardt 2013: 231 f.) und zog sich beim Verlassen des Gebäudes einen Armbruch zu, der einen Krankenhausaufenthalt notwendig machte. Seine Kräfte verfielen daraufhin zusehends, so dass er am 24. Februar 1984 schließlich verstarb.

12 Die Erinnerungen von Volker Gerhardt an die zweite Münsteraner Episode Schelskys von 1973–1978 sprechen allerdings dafür, dass trotz der zunehmend pessimistisch-reaktionären Tönung seiner Schriften die »Mischung aus theoretischer Neugier, persönlicher Aufgeschlossenheit, aus praktischer Orientierung und dem Verlangen nach Widerspruch« (Gerhardt 2013: 231) auch zu dieser Zeit weiter Bestand hatte.

<http://www.springer.com/978-3-658-01121-5>

Zur Aktualität von Helmut Schelsky

Einleitung in sein Werk

Wöhrle, P.

2015, VIII, 187 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-01121-5